

## Monika Maron – *Stille Zeile Sechs*

(1991, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Racchiuso in una cornice, all'interno della quale è descritto il funerale dell'importante funzionario della SED Herbert Beerenbaum, il romanzo ha come protagonista e narratrice in prima persona Rosalind Polkowski, giovane storica che, dopo aver abbandonato la sua professione di studiosa perché decisa a non piegarsi ai dettami del partito, è incaricata dallo stesso Beerenbaum di battere a macchina le sue memorie. Due volte alla settimana la donna si reca dunque a casa dell'uomo, il quale, dettandole la sua autobiografia, ripercorre, grazie al ricorso alla tradizionale deformazione della realtà messa in atto anche dalla propaganda, una tipica storia di successo nella DDR. Rosalind però non riesce a mantenersi neutrale di fronte alla vicenda che le viene narrata: rivedendo nella figura di Beerenbaum anche suo padre, esponente di quella generazione che ha contribuito sia attivamente che passivamente allo sviluppo di un regime repressivo e soffocante le libertà personali, la giovane smaschera una a una le bugie raccontate dall'uomo e offre così al lettore una raffigurazione sia della storia della DDR sia del clima che in essa si respirava intorno alla metà degli anni Ottanta. Significativa è altresì la morte di Beerenbaum che simboleggia la fine della generazione dei padri e con essa anche la fine dello Stato autoritario e illiberale che quella stessa generazione aveva costruito.

Il brano qui riportato presenta alcune considerazioni di Rosalind: qui la donna, che durante la celebrazione funebre ricorda il lavoro svolto per Beerenbaum, riflette in particolare sul linguaggio, tipico anche di suo padre, che l'uomo utilizza per descrivere sé stesso, così come sull'influsso – nei confronti del quale ella cerca di rimanere indifferente – che Beerenbaum inizia gradualmente a esercitare sulla sua vita.

---

Beerenbaum saß, nur als Silhouette erkennbar, hinter dem Schreibtisch und diktierte. Seit Wochen schwelgte er in seiner Kindheit, während ich mich herauszufinden bemühte, warum er sie für mitteilenswert hielt. Er zelebrierte die Armut seiner Familie, als wollte er sich entschuldigen für seinen späteren Wohlstand, wie mir überhaupt schien, daß er jedes Detail aus seinem jungen Leben nur im Hinblick auf seine spätere Bestimmung erzählte: sein frühes Interesse an der Politik, seine Wißbegier, der Lehrer, der seine Begabung erkannte, sein Sinn für Gerechtigkeit und natürlich der Klasseninstinkt, der einem Arbeiterjungen aus dem Ruhrgebiet, wie Beerenbaum sagte, in die Wiege gelegt worden war.

Das furchtbare Wort Klasseninstinkt, die todsichere Waffe meines Vaters, wenn er zu begründen versuchte, warum Kafkas Bücher, von denen er vermutlich keine Zeile gelesen dekadente und schädliche Literatur, wenn überhaupt Literatur seien. Das sage ihm schon sein Klasseninstinkt. Sein Klasseninstinkt sagte ihm auch, daß Jazz eine dem sozialistischen Lebensgefühl unangemessene Musik, weil Sklavenmusik, war und daß mein Freund Josef, ein dünner, langer Junge mit großen Füßen und intelligenten Augen, deren zuweilen abweh-

render Ausdruck von meinem Vater für arrogant gehalten wurde, nicht der richtige Umgang für mich war. Mit dem Wort Instinkt beanspruchte mein Vater Unfehlbarkeit. Ein Instinkt bedurfte keines Arguments und war durch ein solches auch nicht zu widerlegen.

Meinem Vorsatz, Beerenbaums Memoirenwerk mit nichts anderem als meinen Händen zu dienen, wurde ich selbst zum größten Hindernis. Während Beerenbaum meine intellektuelle Verweigerung gelassen hinnahm und es auch bald unterließ, mich in diese oder jene Wortwahl einzubeziehen, fiel es mir von einem Treffen zum anderen schwerer, ihm nicht zu widersprechen. Das mir selbst auferlegte Schweigen quälte mich derart, daß ich hin und wieder ein leichtes Stöhnen nicht unterdrücken konnte, was Beerenbaum sofort ermutigte zu fragen, ob mir seine Erzählung mißfiel. Ich entschuldigte mich mit Kreuzschmerzen oder schob Ärger über einen angeblichen Schreibfehler vor. Beerenbaum gab sich mit solchen Erklärungen zwar zufrieden, aber jedesmal, nachdem ich mich so unbeherrscht gebärdet hatte, diktierte er mir Sätze, die jene, um derentwillen ich gestöhnt hatte, an Scheußlichkeit noch übertrafen. Einmal war es der Satz: Schon als kleiner Knirps wußte ich, daß das Herz links saß und der Feind rechts stand. Während ich ihn aufschrieb, begann mein Zwerchfell nervös und aufgeregt zu zucken. Zuerst, weil ich am liebsten gelacht hätte, dann aber, da ich mir auch das Lachen verboten hatte, zog sich das Zwerchfell in Intervallen krampfartig zusammen, bis ich einen heftigen Schluckauf bekam und Beerenbaum mir von Frau Karl, so hieß die Haushälterin, ein Glas Zuckerwasser bringen ließ, von dem mir, als der Schluckauf sich endlich gelegt hatte, übel wurde. Natürlich war meine Reaktion übertrieben. Das Herz saß links, der Feind stand 1914 rechts, und Beerenbaum war damals ein kleiner Junge. Wahrscheinlich hätte ich, wäre Beerenbaum ein beliebiger alter Mann und nicht dieser Professor Beerenbaum gewesen, das ärmliche Pathos des Satzes nachsichtig hingenommen. Wenn Beerenbaum sich rückblickend, mit süßlich gespitztem Mund, als kleinen Knirps bezeichnete, überkam mich Ekel. Ich konnte mir Beerenbaum als kleinen Jungen nicht vorstellen. Immer saß auf dem Knabenkörper Beerenbaums alter Kopf mit den schweren Tränensäcken unter den Augen und dem müden, rechthaberischen Zug um den Mund. Solange Beerenbaum über seine Kindheit sprach, erregten mich selten die Tatsachen, von denen er berichtete und die entweder landläufig bekannt oder von harmloser Privatheit waren. Fast immer lag es an dem Ton, an der Selbstgewißheit seiner Sprache, in der Rührseligkeit und einfältige Metaphorik oft so dicht beieinanderlagen wie in dem Satz, der mein Zwerchfell außer Kontrolle hatte geraten lassen.

Mit dieser Sprache war ich aufgewachsen. Meine Eltern sprachen sie, sobald sie sich größeren Themen als der Haushaltsführung oder Kindererziehung widmeten. Die Grenze zwischen der privaten und der anderen Sprache verlief nicht exakt. Es konnte vorkommen, daß meine Mutter meinem Vater erzählte, ihre junge Kollegin B. habe einen neuen Freund, und, während sie die Teller in den Schrank räumte, hinzufügte: Ein guter Genosse, wirklich, was klang, als hätte sie sagen wollen: Ein netter Junge, wirklich.

Oder mein Vater kam nach Hause und schimpfte, weil er sich über die dreckigen U-Bahnhöfe geärgert hatte, auf »unsere Menschen«, die nicht begreifen wollten. Daß der Kampf um den Kommunismus beim Bonbonpapier beginnt.

Mir gegenüber setzten meine Eltern ihre unnatürliche Sprache ein, wenn ich erzogen werden sollte. Da mein Vater überhaupt nur in pädagogischer Absicht mit mir sprach - darüber hinaus hatte er mir nichts mitzuteilen -, verband ich dieses hochtrabende Kauderwelsch auch dann noch mit ihm, als ich schon zu alt war, um erzogen zu werden, und mein Vater

seine verbalen Kontakte mit mir auf Begrüßungs- und Abschiedsformeln beschränkte, Außerdem gratulierte er mir einmal jährlich zum Geburtstag und wünschte mir alles Gute zum Neuen Jahr. Seither stritten wir uns nicht mehr, und meine Mutter sagte, wie froh sie sei, daß wir uns endlich besser verstünden.

Ich verdächtigte Beerenbaum, mich absichtlich zu provozieren, um mich eines Tages doch zum Widerspruch zu zwingen und so für seine fünfhundert Mark außer meinen Händen auch noch meinen Kopf in seine Dienste zu stellen. Da er die einmal vorgegebene Sitzordnung – ich an dem kleinen runden Tisch, er vor dem einzigen Fenster hinter seinem Schreibtisch – beibehalten hatte, wodurch er sich vor mir in seinem eigenen Schatten verbarg, ließ sich mein Verdacht durch mögliche, in seinem Gesicht ablesbare Gemütsbewegungen weder bestätigen noch widerlegen. An seiner Stimme glaubte ich mitunter eine forcierte Leichtigkeit wahrzunehmen, war mir dessen aber nicht sicher. Nur selten, wenn er seinen Kopf in den Nacken oder auf eine Schulter legte, glitt über sein Gesicht ein Lichtschein und befreite die Stirn oder eine Wange aus der Verborgenheit. Seine Augen sah ich nie, weil Beerenbaum sie, wenn er nachdachte, geschlossen hielt. Das flackernde Licht verzerrte das Gesicht für Sekunden zu grotesken Fratzen, in denen sich die Nase plötzlich verdoppelte oder das Kinn samt Unterlippe fehlte oder der Mund als der eines Totenschädels erschien. An manchen Nachmittagen gelang es mir nicht, Beerenbaums wirkliches Gesicht unter den Fratzen zu erinnern. Ich erfand dann eine andere Fratze gegen die, die ich sah. Je konzentrierter ich in den Konturen des Kopfes nach Beerenbaums wirklichem Gesicht suchte, um so gewaltiger wirkte der scherenschnittartige, von den hängenden Zweigen der Blutbuche umrankte Körper hinter dem Schreibtisch. Wie ein Schatten, der durch eine sich nähernde Lichtquelle bedrohliche Ausmaße annahm, weitete sich Beerenbaums Silhouette vor dem Fenster zu gigantischer Größe aus, was eine Täuschung sein mußte, weil ja die Lichtverhältnisse in dem Raum unverändert blieben. Wenn ich abends, nach vier oder fünf Stunden Arbeit für Beerenbaum, durch die Unwirklichkeit des »Städtchens« nach Hause ging, hatte ich manchmal den Wunsch, in einen Spiegel zu sehen und zu prüfen, ob ich mir noch ähnlich sah oder ob ich mich der Geisterwelt der Stillen Zeile und der Straßen um sie herum schon anverwandelt hatte. Ich zündete mir eine Zigarette an, wie ich es auch tat, wenn ich aus dem Kino in eine nächtliche Straße trat, als könnte ich mir so beweisen, daß nun das Leben in einer fremden Geschichte beendet war und das eigene Leben wieder begann. Wenn ich in meine Straße einbog und Thekla Fleischer sah, wie sie die kleinen Tannen wässerte, die sie statt Blumen auf ihrem Balkon zog und die sie, wenn sie für die Blumenkästen zu groß wurden, zu Weihnachten verschenkte, fiel mir wieder ein, daß ich eigentlich Klavierspielen lernen wollte und daß Herbert Beerenbaum in meinem Leben nur eine Episode war, die beendet sein würde sobald er mir den letzten Satz seiner Memoiren diktiert hatte.